

kurzfristig Geld verdienen muss, schafft es nicht für all das zu sorgen, was sie langfristig braucht. Deswegen helfen die Schulen und Hochschulen dem Beschäftigungssystem dadurch, dass sie Bildungsinhalte ausweisen, die dem Gedächtnis, der kulturellen Identität und der Erinnerung dienen. Das Sabbatparadox lehrt, dass Musik-, Kunst- und Literaturunterricht, im Spezialfall sogar Latein und Griechisch langfristig und aufs Ganze gesehen wegen ihrer übernützlichen

Zwischen Antike und X

Um zu den Wurzeln zu gehen oder *in medias res*: ja, auch ich verdanke die wichtigste Schreiblektion der römischen Literatur. Von dort her kam mir alle Kritik der Verbalkraft entgegen. Sie war es, die das Bewußtsein für das Subjektive (die Schönheit) und das Objektive (die Motorik) bestimmter Wortverbindungen weckte. In welcher Epoche, Sprache oder Poesietradition auch immer, die Spur führte noch jedesmal zurück auf den harten Kern römischer Ausdruckskunst. Es war das Straffe und Vorwärtsdrängende lateinischer Verse, das mich in Bann schlug, ihr athletischer Stil, wie er sich aus der festgefügt Grammatik ergab, aus dem Zusammenspiel dieser gleichsam ineinander verzahnten Satzglieder. *Perpetuum mobile* – keine andere Sprache war so sehr Maschine; eine Maschine, die alles Psychische und Flüchtige in etwas Präzises und Transitives verwandelte, in ein Produkt von dauerhafter Bedeutung. Die Schubkraft der Syntax, das Spiel der Ausdrucksmuskeln im Griff der Kolone bewirkte, daß einem das Dichterwort im Lateinischen als etwas quasi Gegenständliches entgegentrat, als Plastik aus Silben, vokalisches Artefakt. Und so stark war der Eindruck, daß auch die Nachmittagsmüdigkeit während des Volkshochschulkurses ihn nicht hat verwischen können. Das Reale, Natur und Gesellschaft, so schwer domestizierbar, in dieser Sprache nahm es, kommende Zeiten prägend, Gestalt an. Latein, das war das perfekte Gehäuse, in dem die Affekte sich austoben konnten, ein Gedanken-Panzer, den Ideen fest angegossen, nach außenhin unerschütterlich, mit Raum

Potenzen auch der Wirtschaft dienen – vielleicht sogar mehr als die Einführung eines Schulfaches Wirtschaftskunde. Solche Sabbatinhalte, Sabbaträume und Sabbatzeiten brauchen wir an unseren Schulen. Sie sind Inseln der Reflexion und Selbstentfaltung. Sie nützen langfristig auch dem Beschäftigungssystem. Vor allem aber nützen sie dem Leben.“

FRIEDRICH MAIER, Puchheim

genug für Emphasen im Innern, ein Medium wie geschaffen für Jurisdiktion und Verskunst. Wo sonst waren Zeilen wie diese möglich – Horaz: „*nos numerus sumus et fruges consumere nati*“? (Nullen sind wir, die Früchte der Erde verbrauchend.)

Sprache als Codex: ein Vorrat von Signifikanten für den Fremdling auf Erden, den Landvermesser, der sein Utopia sucht, und in sich trägt er die Wüste. Es war die Rhetorik der Anthropologie, die einen immer wieder zurückrief in die Antike. Dem solcherart Angesprochenen wurde die Dichtung der Alten zum Interpretationsmittel der eigenen Existenz. Vom Trauergesang des Ovid bei den Barbaren am Pontos Euxeinos bis zum Großstadtgezänk vor den Toren des Kolosseums im Rom der Satirendichter war in Wort und Bild festgehalten, woran die Körper zuschanden wurden, solange Affekte sie trieben. Die Zensur der Sinnlichkeit schlich sich erst später ein, als Symptom der Moderne, Resultat der Gewöhnung an den einzigen Gott. Antike Dichtung läßt sich nur vielstimmig denken, als physischer Polytheismus. Nichts wurde ausgespart, keiner der Triebe blieb sprachlos. Von den Idiosynkrasien des Einzelnen zu den Infamien der Massen politischer Tiere, von der Wehmut des Eros zur kältesten Grausamkeit war alles Maß genommen in Ode und Epigramm, Epos und Elegie. Zauber der Form – *ultima ratio* im verbalen Gestöber, den Gleichgesinnten die haltbarste Phantasmagorie. Dies würde erklären, warum das Lateinische die Sprachverliebten bis auf den

heutigen Tag fasziniert. Es scheint, als hätten wir hier eine *lingua universalis*, der die lyrischen Metren so inhärent waren, daß sie durch bloße Selbstbesinnung der Sprache zum Vorschein kamen. Die Versmaße bildeten den beweglichen Schuppenpanzer, der die redegewandten, in die Rede gewandeten Körper, mit ihren widerstrebenden Leidenschaften zusammenhielt. Im Lateinischen steckt der Befehl zum aufrechten Gang, sein Alphabet ist das der Charakterbildung – der Buchstabe ist der *character*. Eine Sprache, die Wirklichkeit raffte, so kompakt und begriffsstark wie kaum eine andere seither. So müßte die Schwerkraft sprechen, wären ihr Stimmbänder gegeben. In dieser Sprache war alles Augenmaß, packender Duktus, ein Maximum an Bedeutung auf engstem Raum. Ineinsgefaßt waren hier Physis und Psyche des *homo mortalis*, seine Erinnerung an die Ahnen und Götter, der unerschöpfliche Mythenkosmos und sein kurzes Leben als im Verb konjugierte, in Person, Ding und Begriff deklinierte Zeit. In den Versen ihrer Dichter wurde sie zum Requiem für die *disiecta membra* all der Millionen, denen Latein einst die Muttersprache war, eine virtuose und strenge Begleitmusik für ihren Einzug ins Erdreich. Heute ist sie ganz und gar Literatur, Gegenstand philologischer Eifersucht, nützlich allenfalls noch als Instrumentarium für Pathologen und Altertumsforscher, eine tote Sprache für tote Objekte. Dagegen kann man sich Griechisch seltsamerweise noch immer als Parlando unter Zeitgenossen vorstellen. Das Gemurmel der Sappho klingt so nah und vertraut, als hätte man eben erst ein Ferngespräch mit Lesbos geführt, und der Telefonhörer ist von der Ohrmuschel noch warm. „Gänzlich, wenn du einst stirbst / schwindest du hin. / Niemand wird dein gedenken. / (...) / Und du verlierst dich schon bald / irrenden Fluges / unter den fahlen Toten.“

II

Um von der Antike sich Rechenschaft zu geben, ihrem hartnäckigen Einfluß, gilt es zuallererst, beide Ohren fest zu verstopfen wie die Gefährten des Odysseus. Man kommt nicht sehr weit, lauscht man dem christlichen Sirenenengesang, der seit Jahrhunderten ablenkt von den klassi-

schen Texten. Mehr noch, man müßte zuerst die Stimme des eigenen Ichs unterdrücken lernen, denn die Beschwichtigungen kommen von innen, aus dem eigenen Echoraum.

Von antiker Dichtung zu sprechen heißt, wie NIETZSCHE gezeigt hat, vom Verdrängten zu sprechen. Alles verkümmert zu einer Handvoll Münzen, bleibt man den Evangelien hörig, ihrer subtilen Zensur, oder den Reden der Aufklärung, in der das Rätseldickicht zur apollinischen Sage gelichtet ist. „Viel lügen die Dichter“, bemerkte SOLON, der Dichter als Staatsmann, in der ununterscheidbaren Diktion von Sentenz und Dekret, wie sie den griechischen Vorvätern eigen war. Doch dieses Lügen war voller anthropologischer Einsichten, an denen seit PLATON die Welt- und Gewissensverbesserer sich die Zähne ausbeißen sollten. Die Lektüre der Griechen, der Römer hilft uns, den physischen Menschen wiederzuentdecken, dieses sterbliche Wesen, das die Vergänglichkeit mit der Seelenruhe des Stoikers einnahm. Von SIMONIDES bis, sagen wir, BOETHIUS herrschte in diesem Punkt Einmütigkeit. Das Gedächtnis für die Dramen der Gattung ist keine Erfindung der Bibel. Es fängt mit der Selbstbewußtwerdung des Menschen an, der sich als Einzelner unter Vielen begreift, und es beginnt im Zeichen der Krise. BOETHIUS' Trost der Philosophie, wie spät auch immer verfaßt, weiß soviel davon wie die Fragmente des HERAKLIT. Ein Politiker sitzt in Einzelhaft, er ist zum Tode verurteilt und schreibt sein philosophisches Testament. Sein letzter Dialogpartner ist eine Frau, ein Wesen wie Diotima, die Priesterin der *philosophia*. Sie fragt ihn: „Du erinnerst dich doch, daß du ein Mensch bist?“ Und Boethius entgegnet ihr: „Wie könnte ich das vergessen?“ Darauf sie: „Solltest du also bestimmen können, was das ist: ein Mensch?“ „Ich weiß es, und ich bekenne mich dazu“, erwidert der Todgeweihte. „Und was du sonst noch bist, weißt du nicht?“ „Woher denn?“ Woraus sie schließt: „So erkenne ich nun auch die andere, größere Ursache deiner Krankheit: Du weißt nicht mehr, was du selbst bist“.

Ein ganzes Jahrtausend lang hat der antike Mensch versucht, durch Fragen wie diese, Antworten wie diese, sich selbst auf die Schliche

zu kommen. Der Dialog war das bevorzugte Werkzeug solcher Recherche. In ihm kommt die Kriegslust des Denkens – *techné* sowohl als auch *mechané* – zum Einsatz. Er ist die unübertroffene Kunstform der Alten, neben Tragödie, Epistel und Ode der Höhepunkt unter den literarischen Techniken. Dem antiken Menschen, über sich selbst hinaus gewachsen, ein Kompendium an unlebbarer Lebensklugheit, war jede Gewißheit abhanden gekommen. Er war sich selbst ungeheuer geworden, allein die Sprache gab ihm noch Halt. Wer konnte noch sagen, was er selbst war, wer aufhören, sich im Stillen danach zu fragen? Voller Entsetzen und Neugier betrachtete er sich im Spiegel der Sprache. Was er sah, waren die Schrecken der Auflösung, das Zerrbild der eigenen Züge. Philosophieren hieß nunmehr, das Mißtrauen schüren, die Skepsis ins Unerträgliche steigern. Um- und umgewühlt hat die Antike diesen nervösen Zellhaufen Mensch, bis hinein in die Erbanlagen, auf der Suche nach einem Funken Selbstgewißheit, nachdem ihn die Götter verließen. Hier und da hat sie sich ihm gezeigt, immer nur flüchtig, die *humanitas*, dieses Trugbild aus Menschlichkeit, Güte, Geistes- wie Herzensbildung und Zivilisiertsein. Kaum erahnt, hat sie noch jedesmal sich den Blicken entzogen. Geblieben sind das Bewußtsein der Sterblichkeit, der Mut zur Vernunft, ein brüchiges Fundament, auf dem die folgenden Zeitalter aufbauen konnten.

III

Wem könnte daran gelegen sein, das griechische Denken von der Praxis der Römer zu trennen? Was soll das heißen: „man lernt nicht von den Griechen“, wie NIETZSCHE, der Ungezogene, dekretierte? Gerade im Flüssigen, in der seelischen Beweglichkeit kann der Imperativ liegen. Nebenbei: was braucht es Imperative, wo uns Gedanken gegeben sind? Es stimmt, auch das Deutsche hat sich am römischen Stil, an der lateinischen Ausdruckshärte gebildet. Unterm

Frosthauch seiner Grammatik hat es sich kristallisiert, genau wie das Romanische, die fragilen Knochengelenke der Sprache RACINES oder das Angelsächsische, SHAKESPEARES instrumentelles Idiom. Von allen europäischen Sprachen ist nur das Russische noch Fleisch vom griechischen Fleische, mit den bekannten Folgen für Geschichte und Poesie. Ihm allein wurde das Geschenk der flexibleren Psyche zuteil.

Das artistische Element in der modernen Literatur aber setzt sich aus beiden Komponenten zusammen, den Griechen verdankt es ebensoviel wie den Römern. Anders gesagt, die antike Literatur steht insgesamt für das Nichttriviale, das Nichtbanale sprachlicher Reflexion. Nur so läßt die enorme Nachwirkung auf alle späteren Geistesrichtungen sich verstehen. Sie ist das Hinterland all der unlösbaren Fragen, der Quell aller Aporien, die uns bis heute in Atem halten. Sie ist der etymologische Nährboden unserer Sprachen, die ursprüngliche Kategoriensammlung, der Gründungsakt hinter den kulturellen Routinen. Auf dem Boden der menippaeischen Schüssel mit all ihrem Form- und Motivsalat zeigt sich in zarter Zeichnung der Grundriß. Es ist, wohlgermerkt, nicht der eines einzelnen zufälligen Hauses, sondern der einer ganzen Stadt, in der wir bis heute zuhause sind, eines Gesellschaftstypus, der uns als soziale Wesen immer noch definiert. Das Griechische war der Auftakt zum logischen Denken, der Beginn aller Dialoge des Menschen (mit sich selbst und den andern), während das Römische unser Denken in ein alphanumerisches Koordinatensystem zwang. Domestiziert haben uns beide, in gegenstrebigem Fügung, wie es bei HERAKLIT heißt: das Lateinische als Schule der Disziplin, das Altgriechische als Zusichkommen der Inspiration. In ihm lag das Alpha, das die Sehnsucht zum Omega mit sich bringt, das Verlangen der Physis nach Schönheit und Metaphysik.

DURS GRÜNBEIN